

„Deine Sprache verrät dich“

Mundart oder Hochsprache im Gottesdienst

Zu den heimlichen Mitgestaltern des Gottesdienstes gehört für uns Deutschschweizer auch die Wahl der Sprache. Wenn wir in dieser Arbeit zur Hauptsache von nonverbalen Elementen handeln, die einem Gottesdienst bewusst oder unbewusst das Gepräge geben, so gehört paradoxerweise die Frage dazu, welche Sprache wir sprechen: unsere Mundart oder die gemeindeutsche Hochsprache. Denn die Verwendung der einen oder andern Sprachform prägt die Atmosphäre eines Gottesdienstes – genauso wie der Raum, die gespielte oder gesungene Musik, Stimme, Gestik und Kleidung des Predigers. Deshalb dürfte es sinnvoll sein, hier auch der „Sprachenfrage“ nachzugehen, natürlich in aller gebotenen Knappheit. Eine ausführliche Abhandlung hat 1996 Beat Rügger unter dem Titel „Mundart und Standardsprache im reformierten Gottesdienst“ vorgelegt, die in der Reihe „Sprachlandschaft“ des Verlags Sauerländer erschienen ist. Sie stützt sich auf die genaue Untersuchung von in Zürcher Kirchgemeinden gehaltenen Predigten, ausgehend von der Leitfrage „Unterscheiden sich die Wirkungen der beiden Sprachformen, und wenn ja, worin?“ In meinen Überlegungen steht dagegen das Ensemble des gesamten Gottesdienstes im Vordergrund. Ich bin der Meinung, dass der „Sprachenfrage“ im Rahmen der theologischen Ausbildung vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden müsste und dass sie auch während des pfarramtlichen Praktikums im Gespräch mit Vikarinnen und Vikaren nicht umgangen werden darf.

Schweizerdeutsch und Standarddeutsch

Das „Sprachenproblem“ im reformierten Gottesdienst: Das ist eine Frage, die wohl vor dreissig und gewiss vor fünfzig Jahren noch kaum aufgegriffen worden wäre, jedenfalls nicht zu Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten Anlass geboten hätte. Damals galt es weithin als selbstverständlich, dass man sich auf der Kanzel der Hochsprache bediene, auch im reformierten Raum der deutschsprachigen Schweiz. Zudem stellt sich diese „Sprachenfrage“ mit einigem Gewicht nur bei uns in der Schweiz. So bin ich denn auch kaum auf Literatur aus Deutschland gestossen, die sich mit diesem Problem beschäftigt. In der Bibliothek der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bern stiess ich auf ein einziges Buch zu diesem Thema, einen Sammelband über die Rolle des Plattdeutschen in den Kirchen Norddeutschlands: „Sprache, Dialekt und Theologie – Beiträge zur plattdeutschen Verkündigung heute“, herausgegeben von Johann D. Bellmann und Heinrich Kröger (Göttingen 1979). Darin findet sich auch ein Aufsatz des gegenwärtigen Landesbischofs von Hannover mit dem Titel „Die Predigt zwischen offizieller Sprache und Alltagssprache“. Bischof Horst Hirschler ordnet hier die plattdeutsche Predigt ein in die spannungsvollen Gegensatzpaare „Schreibe“ und „Spreche“, Hochsprache und Alltagssprache, Gemeinsprache und Dialekt, Öffentlichkeitssprache und Gruppensprache. Dank meinen Beziehungen zu unserer Aarauer Partnerstadt Reutlingen und damit zur Evangelischen Landeskirche in Württemberg weiss ich um die Übertragung biblischer Texte in die Dialekte des Schwabenlandes und um die Versuche zur Gestaltung schwäbischer Mundartgottesdienste.

Für das kirchliche Leben in der deutschsprachigen Schweiz von heute scheint mir nun aber die „Sprachenfrage“ von einer Bedeutung zu sein, die kaum unterschätzt werden kann. In unserem Alltag hat sich ja die Mundart – ausser wenn Menschen am Gespräch beteiligt sind, die sie nicht verstehen – ganz selbstverständlich durchgesetzt. Und anders als sonst im deutschen Sprachraum ist in unseren Verhältnissen der Gebrauch der Mundart nicht an be-

stimmte Gesellschaftsschichten gebunden oder von Bildung und Beruf abhängig. Gerade der gebildete Mensch wird sich darum bemühen, nicht nur die Hochsprache in Wort und Schrift zu beherrschen, sondern auch eine gute, gepflegte Mundart zu sprechen. Der in Sankt Gallen tätige Historiker und Schriftsteller Georg Thürer verfasste 1944 ein Bändchen mit dem Titel „Wesen und Würde der Mundart“. Darin schrieb er: „Das Verhältnis von Sprache und Standesgefühl zwischen Rhein und Alpen hat man trefflich umschrieben, wenn man drei Schichten auseinanderhält: Der einfache Mensch spricht die Mundart von Natur rein; der Gebildete aus Liebe und Einsicht, und nur der Halbgebildete kann aus Eitelkeit oder Unvermögen schriftdeutsche Einsprengsel nicht lassen.“ Diese Bemerkung spiegelt natürlich die geistige Situation jener Zeit; aber grundsätzlich ist es heute nicht anders.

In derselben Schrift erwähnt Thürer Sprachforscher der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, die dem Schweizerdeutschen den sicheren Tod spätestens auf das Jahr 2000 vorausgesagt haben, fügt allerdings bei, dass er diese Entwicklung für unwahrscheinlich halte. Es ist ja nun auch genau das Gegenteil davon eingetroffen. Nach dem Abwehrkampf zur Zeit des Dritten Reiches, der eine neue Selbstbesinnung auf schweizerische Eigenart mit sich brachte, hat in den letzten Jahrzehnten eine eigentliche „Mundartwelle“ Bereiche erobert, die vorher noch fast ausschliesslich der Schriftsprache verpflichtet waren, allem voran das öffentliche Informationswesen, aber auch Schule und Kirche. Zwar ist die gedruckte Presse noch beinahe vollständig Domäne der Schriftsprache – in letzter Zeit scheint sich mir allerdings bei persönlichen Einsendungen, so etwa bei Todesanzeigen, der Gebrauch der Mundart auffällig zu vermehren. Aber dort, wo mündlich gesprochen wird, also in Radio und Fernsehen, ist Mundart bereits so dominant, dass immer wieder mahnende Stimmen zu hören sind, für wichtige Informationssendungen, die über unseren deutschsprachigen Landesteil hinaus von Interesse sein könnten, doch ja an der Standardsprache festzuhalten. Kultursendungen auf DRS 2 werden hochdeutsch moderiert; bei Unterhaltungsprogrammen wie auf der Welle DRS 3 ist Schriftsprache jedoch beinahe unvorstellbar.

Was daran zu denken gibt, ist dies, dass die Tendenz zu einer selbstgenügsamen Igelstellung nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch im sprachlichen Bereich zu beobachten ist. Weil wir uns nicht die Mühe nehmen wollen, hochdeutsch zu sprechen, schliessen wir zum Beispiel unsere französisch- oder italienischsprachigen Mitbürger, die nur das „bon allemand“ gelernt haben, oder Zuhörer aus dem übrigen deutschen Sprachgebiet von vornherein aus. Klar ist, dass im Sprachenrepertoire der Deutschschweizer der schweizerdeutsche Dialekt eindeutig an erster Stelle steht. „Er ist die eigentliche Erstsprache (L1), die Muttersprache, auch wenn Schweizerdeutsch als separate Sprache in der Schweiz offiziell nicht anerkannt ist“, schreibt Urs Dürmüller in seiner Publikation „Mehrsprachigkeit im Wandel – Von der viersprachigen zur vielsprachigen Schweiz“ (Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, Zürich 1996).

Schweizerdeutsch in der Kirche

Doch wenden wir uns jetzt dem Gebrauch der Sprache in der Kirche zu, und zwar in den Veranstaltungen, die offiziellen, gottesdienstlichen Charakter tragen! In der unmittelbaren Begegnung von Mensch zu Mensch und darum auch bei seelsorgerlichen Gesprächen ist die Verwendung der Mundart unter Deutschschweizern ja völlig selbstverständlich. Die Zeiten sind vorüber, wo man glaubte, ein Gebet könne nur in der Hochsprache formuliert oder gesprochen werden, weil es sonst seine Heiligkeit einbüsse. Es sei mir erlaubt, eine Erinnerung des ehemaligen Zürcher Alttestamentlers Hans Wildberger einzuflechten, der als junger Mann in den dreissiger Jahren als Pfarrer in Wilchingen amte, im Nachbardorf jener Kirchgemeinde im Schaffhauser Klettgau, wo ich vor meinem Wechsel nach Aarau tätig war. Er

hat mir einmal erzählt, dass er damals gelegentlich noch von alten Leuten aus dem Dorf hochdeutsch angesprochen worden sei – aus dem Empfinden heraus, mit Gott und deshalb auch mit dem Herrn Pfarrer könne man doch nicht in der gewöhnlichen Sprache des Alltags reden. Die deutsche Hochsprache als heilige Sprache, als sakrale Kirchensprache: Mutet uns eine solche Vorstellung heute nicht eher seltsam an? Nicht nur in der Seelsorge, sondern weitgehend auch im Religions- und Konfirmandenunterricht hat sich der Dialekt fast allgemein durchgesetzt, sogar im Unterricht an den Gymnasien. Der energische Rüffel an einen jungen Kollegen, der sich zu Beginn der fünfziger Jahre an einer Versammlung der Schaffhauser Pfarrerschaft in seiner Mundart zu äussern wagte – „Die Sprache im Konvent ist hochdeutsch“ –, wäre heutzutage kaum mehr denkbar. Mir ist sogar der Protest einer Kandidatin beim theologischen Schlusskolloquium in Erinnerung, die nach der ersten, etwas mühsamen Einleitungsrunde reklamierte, warum man sich denn bei dieser Prüfung in einer „Fremdsprache“ ausdrücken müsse.

Für den Gottesdienst stellt sich die Lage etwas anders dar. Bei Kinder- und Jugendgottesdiensten, bei den immer häufiger angebotenen Gottesdiensten für Kleinkinder, den sogenannten „Krabbelgottesdiensten“, aber auch bei Familiengottesdiensten, die alt und jung, Kinder verschiedener Altersstufen und Erwachsene gemeinsam feiern, ist der Fall klar. Wenn nicht der Pfarrer oder die Pfarrerin oder jemand von den beteiligten Mitarbeitern ausländischer Herkunft und darum des Schweizerdeutschen nicht mächtig ist, wäre die Hochsprache fehl am Platz. Kinder und Jugendliche wollen in ihrer angestammten Muttersprache angesprochen sein. Da ist bisweilen schon ein abweichender, wenig vertrauter Dialekt aus einer anderen Landesgegend dem Verständnis hinderlich. Nicht anders steht es bei Feldgottesdiensten, die irgendwo auf einer Anhöhe, in der Nähe einer Waldhütte, an einem Flussufer oder auf einem Zeltplatz durchgeführt werden. Gottesdienste ausserhalb des gewohnten Kirchenraumes, wo darum auch keine Orgel zur Verfügung steht, brauchen sich in ihrem liturgischen Ablauf gar nicht stark von einem üblichen Sonntagsgottesdienst zu unterscheiden. Wenn da eine Blasmusik oder eine Trachtengruppe mitwirkt und nachher zum gemeinsamen Mittagessen oder wenigstens zu einem Picknick eingeladen wird, so herrscht eben doch eine ganz andere, eine ungezwungenere, mehr lockere Atmosphäre. Und das unmittelbare Eingebettetsein in die heimische Landschaft zwingt beinahe dazu, sich den Lauten anzuvertrauen, die zu dieser Gegend nun einmal gehören. Ein hochsprachlicher Vortrag aus Schweizer Mund würde in diesem Rahmen irgendwie gekünstelt und unnatürlich wirken.

Und wie verhält es sich bei den Kasualien? Hier kann man vorher mit den betroffenen Leuten darüber reden. Bei Traugesprächen stelle ich immer auch die „Sprachenfrage“. Die allermeisten Brautpaare wünschen sich für ihre Trauung eine Mundartansprache – es sei denn, dass zahlreiche ausländische oder fremdsprachige Hochzeitsgäste unsere Mundarten nicht verstehen könnten. Mundart, so lautet in der Regel die Begründung, wirke unmittelbarer und herzlicher. Diesem Wunsch der Brautleute komme ich gerne entgegen, mache jedoch manchmal darauf aufmerksam, dass die Vorbereitung einer mundartlichen Rede durchaus nicht einfacher und auch nicht weniger zeitaufwendig ist, jedenfalls dann nicht, wenn sie nicht zu einer unverbindlichen, improvisierten Plauderei entarten soll. Mundart verführt gerne zum „Lafere“. Mundart wirkt dafür viel direkter. Mundart überwindet die Distanz und verhilft dazu, vorgeprägte traditionelle Formulierungen, die oft kaum mehr richtig verstanden werden, zu vereinfachen oder gar zu vermeiden. Mundart zwingt, wenn sie nicht einfach mundartlich vorgetragene Schriftsprache sein soll, zur Elementarisierung. Auf dieses meines Erachtens zentrale Problem werde ich später zurückkommen.

Regeln im Umgang mit der Sprache

Gibt es Regeln für die „Sprachenfrage“? Mir liegt an einer gewissen Einheitlichkeit oder doch Folgerichtigkeit. Ein Gottesdienst sollte entweder in Mundart oder in der Hochsprache

gestaltet sein. Unmotivierter Wechsel von der einen zur andern Sprachform ist für mich schwer erträglich. Sicher dürfen in einem Mundartgottesdienst einzelne Bibelzitate, Lesungen oder auch gesungene Stücke wie die Choräle ihr bekanntes hochsprachliches Gewand beibehalten. Das sind ja vorgeformte und geprägte Elemente, die uns ohnehin in einer gewissen Fremdheit gegenüberstehen. Der Charakter zum Beispiel eines Predigtverses oder einer ganzen Perikope als „verbum alienum“, das uns aus einer anderen Welt und von einer längst vergangenen Zeitepoche her entgegentritt, um uns in unserer Gegenwart anzureden, kann auf diese Weise, bei einem Wechsel der Sprachform, noch spürbarer als sonst hervortreten. Oder es darf natürlich, in umgekehrter Richtung, etwa ein Hinweis an Kinder in einer insgesamt hochsprachlichen Liturgie durchaus im Dialekt erfolgen. Doch eine Grundentscheidung zur Registerwahl sollte erfolgen und ein klares Konzept dann auch durchgezogen werden. Wenn ich eine Trauansprache in Mundart halte, stört es mich, wenn nicht auch die dazugehörigen Gebete und Fürbitten, die sogenannte Trauvermahnung und die Fragen an die beiden Eheleute im Dialekt gestaltet sind. Hier wieder ins Hochdeutsche „zurückzufallen“ käme dem Verstecken hinter einem unpersönlichen, den vor mir stehenden Menschen nicht mehr unmittelbar zugewandten Formular gleich. So ergäbe sich ein Bruch, der die gottesdienstliche Gesamtheit gleichsam in zwei Teile ohne fühlbaren inneren Zusammenhang spalten würde. Denn das Gewand, in dem die Worte daherkommen, wirkt vermutlich stärker als der Inhalt, den sie ausdrücken wollen.

Anders ist es, wenn sich mit dem Sprachwechsel auch ein Ortswechsel verbindet. Abdankungen halte ich in aller Regel schriftdeutsch – schon darum, weil ein allfälliger Lebenslauf aus dem Kreis der Familie ja fast stets auch so abgefasst ist, und dann auch darum, weil Worte zur Bestattung eines Verstorbenen nachher sehr oft von den Angehörigen verlangt oder gewünscht werden und man sie auf diese Weise im aufgezeichneten Wortlaut aushändigen kann. Bei der nachfolgenden Beisetzung der Urne draussen auf dem Friedhof wende ich mich dann aber fast durchwegs in Mundart an die Trauerfamilie, an Verwandte und Freunde, die sich um das Grab versammelt haben. An diesem Sprachwechsel hat noch nie jemand Anstoss genommen; der Ort bestimmt auch die Form. Die Worte zum Abschied am Grab sind eindeutig ein zweiter, selbständiger Teil der Bestattungszeremonie, der darum auch anders formuliert oder eben anders registriert werden darf – ein intimerer und spontanerer Teil, der vom Trauergottesdienst in der Kirche oder in einer Friedhofkapelle hinüberführt zum „Leidmahl“ in einem Gasthaus, wo sich Menschen aus Anlass der Verabschiedung von einem Mitmenschen, mit dem sie verbunden gewesen sind, beim Essen und Trinken mehr oder weniger zwanglos begegnen. Auch das ist ja so etwas wie eine Brücke, die die Rückkehr in den Alltag erleichtern will. Dass in andern Regionen zum Teil andere liturgische Abläufe üblich sind, ist mir freilich bewusst.

Doch wie steht es nun mit dem ganz „normalen“ Sonntagsgottesdienst in einer durchschnittlichen Kirchgemeinde der deutschen Schweiz? Noch in meiner Jugendzeit, also in den fünfziger Jahren, gab es, von besonderen Ausnahmen abgesehen, kaum mundartliche Sonntagsgottesdienste. Heutzutage aber gibt es, überall im Land und quer durch alle Generationen hindurch, Pfarrer, die ausschliesslich im Dialekt predigen – allerdings mehr in ländlichen Kirchgemeinden als zum Beispiel in den historischen Kirchen unserer Kernstädte. Die Umfrage unter den Kolleginnen und Kollegen des Ausbildungskurses zeigte mir deutlich, dass die Wahl der in der Regel verwendeten Sprache von drei Faktoren abhängig ist: von persönlicher Eigenart und Vorliebe, von der theologischen Auffassung, was Sinn und Ziel einer Predigt und des Gottesdienstes überhaupt sei, aber auch vom Ort, vom Typus der Gemeinde wie vom Kirchenraum, in dem man auftritt. Dass die Kollegin in der Berner Heiliggeistkirche fast immer die Hochsprache braucht, während der – ältere – Kollege, der in einem Dorf amtiert, sozusagen nur im Dialekt spricht, hat mich keineswegs erstaunt. Mir schien das angemessen, um nicht zu sagen logisch.

Über das bereits Gesagte hinaus lassen sich allgemeingültige Richtlinien für die Wahl der einen oder der anderen Sprachform allerdings nicht aufstellen. Pavel Novak aus Wettingen hat im Jahre 1989 in einer germanistischen Semesterarbeit am Deutschen Seminar der Universität Zürich die Sprachformwahl in den reformierten Kirchen der Schweiz durch eine Umfrage unter der Pfarrerschaft der aargauischen Bezirke Aarau, Baden, Brugg und Lenzburg untersucht und dabei eine Zusammenstellung der Entscheidungskriterien, das heisst der Prinzipien dieser Sprachformwahl entworfen. Er nennt dafür vier Prinzipien, die sich weitgehend mit den von mir erwähnten Erwägungen decken: 1) Was? – Anlass; 2) Wer? – Zuhörer; 3) Worum? – Inhalt; 4) Wo? – Raum (Tradition). Beim ersten Prinzip hat er festgestellt, dass es bei den besonderen Gottesdiensten, auch bei der Feier von Taufe und Abendmahl, eindeutig in Richtung der Mundart ausschlägt, beim Sonntagmorgengottesdienst jedoch in die Gegenrichtung. Zum zweiten Prinzip bemerkt er: „Bei Anwesenheit von Kindern ist die Wahl der Mundart offensichtlich, bei Anwesenheit von Fremdsprachigen oder Hörbehinderten die Wahl des Hochdeutschen.“ „Beim dritten Prinzip vergewissert sich der Pfarrer, was der Inhalt seiner Botschaft ist, ob sie mehr von narrativem, alltäglichem, emotionalem oder mehr abstraktem Charakter ist. Er fragt sich auch, ob er mit seiner Botschaft, zum Beispiel bei einer Abdankung, eher in der Distanz zu den Zuhörern bleiben oder ob er sich auch in sprachlicher Hinsicht ihrer alltäglich-normalen Erlebniswelt angleichen will, um so die Verständlichkeit oder die Wirkung seiner Botschaft zu verbessern.“ Das vierte Prinzip betrifft die Abhängigkeit von äusseren Faktoren, weil ja auch der Raum als „Kontext“ des Gottesdienstes und die mit einem solchen Raum verbundenen Traditionen ins Gewicht fallen, also eine gotische Stadtkirche das Gottesdienstmilieu ganz anders bestimmt als etwa die Jurawiese bei einer Feldandacht. Dass diese Grundsätze in der Praxis manchmal miteinander in Konflikt geraten können, liegt auf der Hand. Der konkrete Entscheid fällt, wie Pavel Novak in seiner Arbeit abschliessend feststellt, in einem Prozess, „in dem auf der rationalen Seite gewisse Vorsätze – eben Prinzipien –, auf der anderen, transrationalen Seite die Faktoren Sprechkompetenz, Erfahrung, Spontaneität und Zufall eine Rolle spielen.“

Zusammenfassend lässt sich etwa sagen: Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich an die Mundart halten, wollen in erster Linie den Zugang zu den Menschen finden. Sie wollen die Sprache des Volkes reden. Und die Sprache des Volkes sind nun einmal unsere schweizerdeutschen Mundarten. Die Mundart hat sich auch im Raum der Kirche einen Bereich erobert, der früher der Schriftsprache vorbehalten schien. Aufzuhalten ist die Entwicklung nicht; sie wird sich eher noch verstärken. Man kann dazu stehen, wie man will. Zunächst sollte man sie jedenfalls unvoreingenommen zur Kenntnis nehmen. Aber dann ist es wohl auch erlaubt, nach ihrem positiven oder negativen Ertrag zu fragen. Ist diese Entwicklung zu begrüssen oder zu bedauern?

Plädoyer für Mundart *und* Schriftsprache

Ich möchte mich in dieser Hinsicht gegen jede Ausschliesslichkeit und gegen jede Vereinseitigung aussprechen. Wir Deutschschweizer haben eine Verpflichtung gegenüber beiderlei Sprachformen. Mit unsrer Diglossie, unserer durchgängigen Doppelsprachigkeit, mit der gleichzeitigen Beherrschung einer immer noch weitverbreiteten Kultursprache – trotz allen schmerzlichen Verlusten, die der deutsche Sprachraum in diesem Jahrhundert erlitten hat, die uns in unserem Land aber kaum je ins Bewusstsein treten (denn was für ein Torso ist der deutsche Sprach- und Kulturraum ohne Breslau, Danzig und Königsberg, ohne die Deutschbalten und das Prager Deutschtum, aber auch ohne das Elsass!) und trotz dem unaufhaltsamen Vormarsch des Englischen als in aller Welt gebräuchlicher „lingua franca“ – und einer landschaftlich bestimmten wie eingegrenzten, aber auch persönlich gefärbten Mundart ist uns ein Vorrecht eingeräumt, das wir wohl eher zuwenig zu schätzen wissen und das wir

gerade als Theologen im kirchlichen Rahmen, im liturgischen und homiletischen Feld viel entschiedener nutzen sollten. Diese Doppelsprachigkeit ist ein Privileg, das – um hier einen Vergleich zu ziehen mit dem wichtigsten „Konkurrenten“ im Gottesdienst, mit der Orgel – unsere Registrierungsmöglichkeiten und damit die Auswahl an Tönen und Klangfarben ganz beträchtlich erweitert. Aber wir müssen darüber Bescheid wissen und dürfen die Wahl nicht einfach dem Zufall überlassen. Die Kunst des richtigen oder jedenfalls des angemessenen Registrierens will sowohl am Spieltisch der Orgel als auch hinter dem Kanzelbrett, am Taufstein und am Abendmahlstisch gelernt sein. Diese Kunst verlangt auch die nötige Zeit und Aufmerksamkeit. Die Wahl darf – ausser in Ausnahmefällen – nicht erst am Sonntagmorgen, also gewissermassen in letzter Minute erfolgen. Welchen Grundklang ein Gottesdienst erhalten soll, das sollte von allem Anfang an mit Gewissenhaftigkeit erwogen, zu Ende gedacht und entschieden werden. Dann steht nämlich schon die Vorarbeit unter einem anderen Vorzeichen.

Der Entscheid, ob Mundart oder Schriftsprache, hängt – das dürfte nach dem vorhin Ausgeführten wohl deutlich geworden sein – von mehreren Faktoren ab: von den äusseren Umständen, von der vermutlichen Zusammensetzung der Zuhörerschaft, aber auch von der Art der Botschaft, die übermittelt werden soll, also vom Inhalt wie vom Charakter des Predigttextes oder des Gottesdienstthemas, von der Musik, die gespielt oder gesungen wird und mit dem Wort korrespondieren möchte, von den in einer Kirchgemeinde üblichen oder eingebürgerten Gewohnheiten. Auch die Besucher sollten es vorher wissen. In einer meiner Landgemeinden wurde zum Beispiel regelmässig am zweiten Sonntag eines Monats statt des Morgengottesdienstes ein Abendgottesdienst gefeiert, an dem vielfach jüngere Menschen, namentlich Ehepaare mit kleinen Kindern teilnahmen. Diese Abendgottesdienste habe ich stets in Mundart gehalten; das wussten meine Gemeindeglieder, und sie haben sich auch darauf eingestellt. Leute, die eine Mundartpredigt besonders schätzten, waren dann an diesen Sonntagabenden in der Kirche anzutreffen. Am Vormittag hingegen war oft auch mit Besuchern aus der auf dem Territorium der Kirchgemeinde gelegenen Heimstätte zu rechnen, und darunter waren manchmal Menschen aus ganz anderen Landesgegenden mit einem anderen Dialekt oder Gäste aus Deutschland. Deshalb war es sinnvoll, sich an die Hochsprache zu halten. Fremde Mundarten, die einem nicht geläufig sind, sind ja meist weniger leicht zu verstehen als die gemeinsame Schriftsprache. In besonderem Masse gilt das für ältere Menschen, deren Gehör nachgelassen hat, wie für hörbehinderte Menschen.

Im Gedächtnis geblieben ist mir der Brief eines schwerhörigen älteren Mannes an den Schaffhauser Kirchenrat, also die kirchliche Oberbehörde, worin er die Pfarrerschaft dringend bat, sich einmal ernsthaft und gründlich mit dem Thema „Schriftsprache oder Dialekt auf der Kanzel?“ auseinanderzusetzen. Darin hiess es unter anderem: „Ein Prediger verlas den Text in einer Mundartübersetzung – mit der Begründung, es sei schade, wenn Gottes Wort nicht in der Umgangssprache weitergegeben werde. Urteil der Kirchenbesucher: Wir atmeten auf, als er die Predigt in Schriftdeutsch hielt.“ In der Wohngemeinde des Mannes war damals gerade die Pfarrstelle vakant. So lösten einander Vertreter auf der Kanzel ab, die die Zuhörerinnen und Zuhörer nicht kannten. Und immer wieder kam es vor, dass jemand in einem weniger vertrauten Dialekt zu den Leuten sprach und ihnen damit mehr Mühe bereitete, als wenn die Schriftsprache verwendet worden wäre. Die Standardsprache hat eben auch eine verbindende Kraft – sogar in unserem Land, wo sie sozusagen niemand freiwillig spricht. Als wichtig erscheint mir deswegen, dass die Gemeinde weiss, welche Sprachform sie zu erwarten hat. Ein mundartlich gestalteter Gottesdienst ist etwas anderes als ein Gottesdienst in der Hochsprache. Die Gemeindeglieder haben Anrecht darauf, zu erfahren, was gilt, und sollten sich innerlich darauf einstellen können.

Wie steht es nun mit der Vorbereitung eines Gottesdienstes? Eine Mundartrede muss von Anfang an anders aufgesetzt werden als eine hochsprachliche: direkter, konkreter, elementa-

rer. Es ist verfehlt, sich einen Gedankengang zunächst in der Schriftsprache festzuhalten und ihn dann in der Mundart vorzutragen. Das mag für das Votum in einer Sitzung oder für Diskussionsbeiträge in einer Gesprächsrunde durchaus angehen, die keinerlei künstlerischen Ansprüchen zu genügen haben. Aber darf in einem Gottesdienst die Pflege der Sprache vernachlässigt werden? Sollte nicht die Freude an der Sprache, die Liebe zum Wort eine Pfarrerin und einen Pfarrer daran hindern, in ein unsorgfältiges, zwitterhaftes „Grossratsdeutsch“ zu verfallen, in ein Gemisch aus Mundart und Schriftsprache, das weder den syntaktischen Eigenheiten der Mundart Rechnung trägt noch auf hochsprachliche Wörter und Wendungen zu verzichten weiss, die nicht ins mundartliche Sprachgeflecht passen? Die bereits erwähnten mundartlichen Todesanzeigen in den Zeitungen liefern dafür oft abschreckende Beispiele, besonders dann, wenn dazu noch eine dilettantische, möglichst den Originalton nachzeichnen wollende, meist aber eher die Lächerlichkeit streifende Orthographie angewandt wird. Wer öffentlich Mundart spricht und wer gar Mundart schreibt, von dem darf man erwarten, dass er sich auch einmal philologisch mit dem angestammten Dialekt und seinen Eigentümlichkeiten befasst hat – ohne damit sprachliche Denkmalpflege betreiben zu wollen.

Wesensunterschiede zwischen Hochsprache und Mundart

Aber was macht denn nun den Wesensunterschied zwischen den beiden Spracharten aus? Ist das Schriftdeutsche die Sprache der Vernunft und der Bildung und demgegenüber die Mundart unsere Herzenssprache, in der wir den Gefühlen freien Lauf lassen können? Können wir in unseren überlieferten Mundarten farbig und bildhaft erzählen, während sich die Hochsprache eher für abstrakte, differenzierte Gedankengänge eignet? Das stimmt gewiss zum Teil und trifft doch nicht die ganze Wahrheit. Im Grunde kann man diese Fragen nicht beantworten. Denn wir haben nicht verschiedene Sprachformen für verschiedene Lebensbereiche. Trotz ihrer unterschiedlichen Ausprägung müssten sowohl die Mundart als auch die Hochsprache die ganze Breite und Tiefe des Daseins einfangen können. Auch auf schweizerdeutsch müssen wir theologisch debattieren, auch in der Hochsprache unsere innigsten Gefühle zum Ausdruck bringen können. Voraussetzung dazu ist allerdings die Liebe zu beiden Sprachformen. Dass wir beide schätzen und pflegen und dass wir dieses Nebeneinander und Miteinander nicht als etwas Lästiges, sondern als Chance und Bereicherung empfinden, bildet die Grundlage für einen sinnvollen und fruchtbaren Umgang mit unserer Diglossie und damit für die Fähigkeit, die rechte Sprache am rechten Ort einzusetzen.

Dieser „Zweisprachigkeit“ bewusst und freudig zuzustimmen, dazu rufen auch immer wieder Menschen auf, die sich näher mit diesem Phänomen beschäftigt haben. Die Zürcher Kantonalbank hat ein Bändchen herausgegeben, das weite Verbreitung gefunden hat: „Zürütütsch: Wörter, Texte, Eigenheiten“. Viktor Schobinger, auch als Autor von Mundartgeschichten und Bibelübersetzer bekannt, schreibt darin: „Wir brauchen beide: den Dialekt, weil wir uns in ihm heimisch fühlen und unsere Gefühle und Gedanken durch ihn besser ausdrücken können; unsere deutsche Schriftsprache, weil sie uns einen grossen Kulturraum erschliesst und auch damit uns unsere Mitbürger lateinischer Zunge verstehen.“ In ähnlichem Sinne äusserte sich 1980 Otto Frei, Welschlandkorrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“, in einer Literaturbeilage dieses Blattes zum Thema Dialektgebrauch: „Wir Deutschschweizer sollten zwei Sprachen wirklich besitzen: eine (affektive) Muttersprache, die Mundart, und eine (mehr zerebrale) ‚Vatersprache‘, das Hochdeutsch. Mag der Besitz zweier Sprachen gelegentlich komplizierten Fragen rufen, etwa für den Schriftsteller, so schafft er doch ein schöpferisches Spannungsfeld und stellt eine Bereicherung dar. Sich mehr und mehr in die ‚Bastion‘ der Mundart zurückziehen hiesse solchen Reichtum preisgeben.“ Die Chance dieses „Besitzes zweier Sprachen“ nicht zu erkennen und diesen Reichtum an Ausdrucks-

möglichkeiten und Klangfarben nicht wahrzunehmen, das wäre nun gerade auch für die Kirche und hier insbesondere für das Handlungsfeld des Gottesdienstes eine sträfliche Borniertheit.

Probleme beim Mundartgebrauch

Noch einmal: Der Befund ist deutlich. Die Mundart hat in den letzten Jahrzehnten auf breiter Front Einzug gehalten in ein Gebiet, das ihr zuvor noch weitgehend verwehrt schien. Grundsätzlich ist das zu begrüßen. Die Verwendung unserer Dialekte im Gottesdienst bedeutet eine willkommene Erweiterung der sprachlichen Palette. Wenn in Predigt und Liturgie eine saubere, sorgsam gepflegte Mundart gebraucht wird, vermag der gesamte Gottesdienst „volksnäher“ zu wirken: weniger trocken, weniger theoretisch, weniger akademisch. Das ist von der angestrebten Sache her, vom Auftrag des Evangeliums, Menschen anzusprechen und in Bewegung zu setzen, durchaus erfreulich. Allerdings müssen auch die Gefahren und die Anforderungen in Betracht gezogen werden. Volksnähe und Konkretheit ergeben sich ja nicht einfach dadurch von selbst, dass Mundart die Hochsprache ersetzt. Zudem erleichtert Mundart die Tendenz zur Anbiederung, aber auch das Abgleiten in Banalitäten. Dialekt ist „hohe Schule“, hat der Praktische Theologe Walter Bernet einmal im Zürcher Kirchenboten gewarnt. Umsetzung biblischen Stoffes oder theologischer Argumentation in die Mundart erfordert eine verstärkte hermeneutische Anstrengung. Die Mundart erträgt formelhafte, eingeschliffene Redewendungen viel weniger als die Hochsprache. Es bedarf darum einer doppelt aufmerksamen Übersetzung der Botschaft in die Lebens- und Sprachwelt der Hörer, damit beides voll zum Zuge kommt: die Verkündigung „secundum Deum loquentem“ und die Ausrichtung „secundum homines recipientes“. Ein behutsames Übertragen gewisser liturgischer Elemente, etwa des Kanzelgrusses, der Einsetzungsworte beim Abendmahl oder von Segenssprüchen, kann eine heilsame „Entsakralisierung“ mit sich bringen und ein neues Verständnis solcher Texte aufleuchten lassen. Als ich im Rahmen eines Bibelseminars den Teilnehmern die Aufgabe stellte, ausgewählte Psalmverse in ihre Mundart zu übertragen, bekannten nachher etliche, sie seien dadurch zu ganz unerwarteten Entdeckungen und Einsichten gekommen. Das kann sich auch mit allzu vertrauten und damit oft abgegriffenen liturgischen Stücken ereignen. Allerdings ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass solche Übersetzungsversuche dann zuwenig gut geraten, nicht transparent genug herauskommen und das Geheimnis der Transzendenz nicht mehr aufscheinen lassen, weil die gewählten Wörter auf die Ebene des allzu Gewöhnlichen und Alltäglichen abgesunken sind. Ist eben doch nur die deutsche Hochsprache eine „Kultsprache“?

Probleme ergeben sich noch in anderer Beziehung. Warum sollte man nicht ein so zentrales Stück christlicher Überlieferung wie das Unservater in die Mundart übertragen? Ich habe es selber schon versucht; meine Fassung ist sogar in einer dem Thema „Mundart im Gottesdienst“ gewidmeten Nummer des Zürcher Kirchenboten veröffentlicht worden. Aber eine solche Dialektvariante kann die Gemeinde ja nicht auswendig und kann das Gebet darum auch nicht mitsprechen. Das Gemeinschaftserlebnis fällt weg. Und auch wenn der Text schriftlich abgegeben würde: Wer nicht dieselbe Mundart spricht wie die Mehrheit der Gemeinde oder wie der Vorbeter, kann sich dabei nicht recht wohl fühlen, weil immer wieder bestimmte Formen voneinander abweichen. Das ist überhaupt ein Kernpunkt des Problems: Unsere schweizerdeutschen Mundarten sind derart reichhaltig und vielfältig, dass wir uns zwar zum allergrößten Teil verstehen; aber Lautstand und Wortschatz sind doch derart unterschiedlich, dass von einer Kompatibilität der Dialekte keinesfalls die Rede sein kann. Das war denn auch bei der Erarbeitung des neuen Gesangbuchs für die evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz ein wesentlicher Gesichtspunkt. Weil die schweizerdeutschen Dialekte in Rhythmus und Wortfolge, aber auch wegen der voneinander abwei-

chenden Flexionsformen in den Reimmöglichkeiten keineswegs übereinstimmen, wurde ursprünglich in einem Grundsatzentscheid die Aufnahme von Mundartliedern ausgeschlossen. Lieder in den anderen Landessprachen, aber auch englische, lateinische, griechische und hebräische Gesänge wurden hingegen sehr wohl berücksichtigt. Das war natürlich nicht als Verdikt gegen Dialektlieder gemeint, sondern entsprang der Einsicht, dass zum Beispiel gute berndeutsche Verse von einem Ostschweizer nicht mitgesungen werden können, wenn er seine eigene Mundart nicht aufgeben will. Im Vernehmlassungsverfahren bei Kirchen und Gemeinden erwies sich der Druck der öffentlichen Meinung dann freilich als derart stark, dass wir uns in der Kleinen wie in der Grossen Gesangbuchkommission dazu entschliessen mussten, der Forderung nachzugeben und nun doch eine beschränkte Anzahl solcher Lieder mit mundartlichen Texten aufzunehmen – im Wissen darum, dass dann eben doch nur ein Teil der Menschen, die in diese Lieder einstimmen möchten, sie so singen können, wie ihnen „der Schnabel gewachsen“ ist.

Sowohl beim gemeinsam gesprochenen Gebet Jesu wie beim Singen von Liedern bestünde eine bedeutsame Funktion doch wohl gerade darin, uns mit unzähligen anderen Menschen innerlich verbunden zu wissen, die auch weit ausserhalb unserer Landesgrenzen auf dieselbe Weise und im eigenen Sprach- und Kulturraum mit denselben Worten beten und singen. Solche Dimensionen werden, wenn man den Siegeszug der Mundartverkündigung kritiklos hinzunehmen gewillt ist, unbewusst – oder vielleicht sogar ganz bewusst? – ausgeblendet. Rückzug in einen helvetischen Provinzialismus ist denn auch eine Tendenz, die nicht bagatellisiert werden sollte. Hängt das wohl, wie auch Pavel Novak in seiner Seminararbeit zu bedenken gibt, mit der eher abnehmenden Sprechkompetenz von uns Deutschschweizern in der deutschen Hochsprache zusammen? Stimmt also, was Viktor Schobinger im Büchlein der Zürcher Kantonalbank über die Hochsprache schreibt? Er meint im Blick auf das Hochdeutsche: „Es ist die Sprache der Deutschen, die man liest und schreibt, aber ungern spricht. Ausserdem weckt sie unangenehme Erinnerungen an die Schulzeit.“ Und auch Urs Dürmüller bemerkt in seiner erwähnten Untersuchung lakonisch: „Wenn die Deutschschweizer Standarddeutsch sprechen, dann tun sie das erstens und in der Regel mit einem deutlichen Akzent und zweitens recht ungern.“

Liebe zum Wort – in beiderlei Gestalt

Werner Kramer hat zu der erwähnten Untersuchung Beat Rüeggers ein Nachwort verfasst: „Predigt und Predigtsprache – Praktisch-theologische Überlegungen zu Mundartpredigten“. Darin äussert er sich überaus kritisch zu den vermeintlichen Chancen der deutschschweizerischen Diglossie, weil bei der üblichen Vorbereitung auf einen Gottesdienst dem Redecharakter der Predigt zuwenig Beachtung geschenkt werde. Auf akademische Weise erarbeitete Exegese gefährde Mündlichkeit und Spontaneität der Predigt, so dass in ihr eine objektivierende, abstrahierende „Begriffssprache“ dominiere. Er stellt dem die „Ausdrucksprache“ gegenüber, „die uns aus der direkten Kommunikation im Alltag bekannt ist“. „Existentielle Erfahrungen des Glaubens, grundlegende Wahrnehmungen und tiefgehende Erkenntnisse finden nur in Ausdruckssprache ihre der Predigt angemessene Gestalt.“ In solcher Zuspitzung möchte ich den Gegensatz nicht gelten lassen. Ich vernehme immer wieder dankbares Echo, wenn ich versuche, in einer Predigt menschliche Erfahrungen oder biblische Einsichten „auf den Begriff“ zu bringen. Das allein genügt freilich nicht. Dass es nötig ist, wie Werner Kramer meint, Evangelium „sozusagen in bewegten Bildern“ zu vermitteln und damit befreiende, ermutigende oder auch zu vertieftem Nachdenken zwingende Erlebnisse zu stiften, das leuchtet ein. Unsere Dialekte könnten zur Geburtshelferin einer kommunikativeren Gottesdienstgestaltung werden, wenn die Mündlichkeit der Mundart wirklich zum Zuge kommt. Ich glaube dennoch, dass es Themen gibt, die sich besser, adäquater in der Hoch-

sprache ausdrücken lassen. Ich plädiere deshalb für eine bewusste Verwendung beider Sprachformen, für eine Verkündigung „in beiderlei Gestalt“.

Einen Beitrag, den ich im Sommer 1984 verfasste – in der Pfingstausgabe des Kirchenboten für den Kanton Zürich, für den er bestellt war, erschien der Artikel in verstümmelter Gestalt; im Schaffhauser Kirchenboten, dessen Redaktor ich damals war, liess ich ihn dann in seiner Originalgestalt publizieren –, schloss ich mit den Sätzen: „Auf die Ausgestaltung von Predigten, Gebeten und liturgischen Texten in unserer deutschen Hochsprache möchte ich niemals verzichten. Sich nun auch in der Kirche in die ‚Mundartbastion‘ zurückzuziehen, das wäre ein folgenschwerer Verlust. Hat nicht gerade die Kirche einen Bildungs-, einen Kulturauftrag? Sollten nicht gerade die Pfarrer Diener und Liebhaber des Wortes sein? Die Unfähigkeit so vieler Deutschschweizer, sich in der Hochsprache gewandt auszudrücken, könnte aber im Gefolge der ‚Mundartwelle‘ noch bald einmal zur Bequemlichkeit führen, sich nur noch auf das Anhören von Mundart einzustellen und die Anstrengung zu scheuen, sich mit dem ernsthaft auseinanderzusetzen, was in der Schriftsprache vorgetragen wird. Diese verhängnisvolle Entwicklung sollten wir in der Kirche auf keinen Fall fördern. Die Freude an der Mundart und das neugewonnene Gespür für ihre Verwendung auch in Bereichen, wo sie früher kaum denkbar schien, dürfen nicht auf eine Abwendung von der Tradition, auf eine zunehmende Distanzierung von Kulturgütern, die uns nur das Gefäss einer geschriebenen *und* gesprochenen Hochsprache ebenbürtig zu vermitteln vermag, und damit auf eine Flucht in selbstgenügsamen Provinzialismus hinsteuern. Mundart *gehört* auf die Kanzel; aber nicht alles, was in der Kirche gesagt zu werden verdient, ist mundartgerecht. Wir sind auch beim Predigen auf beides angewiesen: auf die Prinzipalstimmen der Hochsprache wie auf die Flöten und Zungen der Mundart.“

Ulrich Graf